



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Ausgewählte Aufsätze**

**Brandi, Karl**

**Oldenburg i.O., 1938**

Die Schrift. Grundzüge der Deutschkunde hrsg. von W. Hofstaetter und Fr. Panzer, Band 1, 61-70; B.G.Teubner, Leipzig-Berlin.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-70552](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-70552)

## Die Schrift

Von unserer Schrift reden wir zunächst in dem Sinne, daß auch die Deutschen sich der unter den Kulturvölkern heute verbreiteten Lautschrift mit einem bestimmten Alphabet bedienen; weiter haben an der Ausgestaltung dieses Alphabets für Schrift und Druck gerade die Deutschen im Laufe der Geschichte auch einen hervorragenden Anteil gehabt; für die letzten vier Jahrhunderte dürfen wir außerdem von besonderen Formen einer deutschen Schrift reden. Da wir seit Jahrhunderten zwischen Schreibschrift und Druckschrift unterscheiden und gerade in Deutschland uns von jeher großer und kleiner Buchstaben bedienen, haben wir schon in dieser deutschen Schrift vier erheblich voneinander verschiedene Alphabete, wovon sich jeder leicht überzeugt, der mit einzelnen Formen gedruckter Buchstaben dieselben Buchstaben seiner eigenen Schrift vergleicht. Neben diesen vier Alphabeten der deutschen Schrift beherrscht der Deutsche weitere vier Alphabete der sogenannten lateinischen Schrift, nicht nur beim Schreiben, Drucken und Lesen nichtdeutscher Texte, sondern vielfach auch beim Gebrauch der deutschen Sprache selbst. Alle diese acht Alphabete stellen aber wieder nur bestimmte Stufen derselben einheitlichen Schriftentwicklung dar, teils sehr alte, teils sehr junge Formen; alle in der Hauptsache schon bis zum 16. Jahrhundert fertig geworden und damals zuerst deutlich voneinander geschieden.

Das geschichtliche Verständnis unserer eigenen Schrift erfordert also die Kenntnis sowohl jener allgemeinen europäischen Schriftentwicklung, an der die Deutschen maßgebend beteiligt sind, wie die besondere Erklärung der Tatsache, warum und unter welchen Umständen sich eigentlich jene acht Alphabete nebeneinander entwickelt und unter ihnen gerade die deutschen Schriften ihre besondere Eigenart gewonnen haben. Die allgemeine Schriftentwicklung aber führt in die Anfänge unserer Kultur überhaupt zurück. Denn erst mit den schriftlichen Aufzeichnungen beginnt für uns die geschichtlich überlieferte, begreifbare und darstellbare Kultur.

Daß die alten Deutschen eigene wort- oder sinnbedeutende Schriftzeichen erfunden haben, die Runen, wird selbst dadurch nicht in Frage gestellt, daß man die entwickelten Runenalphabeten in der Hauptsache auf griechisch-römische Buchstabenformen der Kaiserzeit zurückführen kann. Denn unabhängig von diesen Schriftunten der späteren Zeit besaßen die alten Germanen ihre Losrunen, d. h. Zeichen, mit denen sie Vorstellungen von Glück oder Unglück, Segen oder Fluch verbanden. Ihre Priester ritzen sie auf Holzstäbchen, mischten und schüttelten die Stäbchen und ergründeten aus ihnen durch blinde Wahl die Weisungen der Götter. Aus diesen Bräuchen stammen Namen und älteste Form der Buchstaben und des Schreibens. Denn auch die aus Südeuropa entlehnten Schriftunten sind in der Form dem Einritzen (writan, reißen) angepaßt und auch mit dem einen oder anderen uralten durch den germanischen Lautstand bedingten Sonderzeichen versetzt worden, wie sie nicht nur in reinen Runeninschriften, sondern auch in den angelsächsischen und in den ältesten deutschen Schriftdenkmälern noch vorkommen. Vor allem auch in der altgotischen Schrift der Bibelübersetzung des Bischofs Wulfila und der Unterschriften auf einigen Urkunden des 6. Jahrhunderts. Hier liegen im wesentlichen Buchstabenformen des griechischen Alphabets zugrunde, wie das bei dieser an der unteren Donau entstandenen Schrift ganz natürlich ist; allein für f begegnet wieder ein Runenzeichen, während das griechische  $\Phi$  für th ( $\beta$ ) verwandt wird, g für j, griechisches  $\eta$  (lateinisches h) für h.

Indessen, wenn auch in den Runen eigene deutsche Wurzeln einer Schrift und geringe Nachwirkungen ihrer Formen vorliegen, so ist doch das an Stelle des ohnehin schon wesentlich entlehnten jüngeren Runenalphabets später von allen deutschen Stämmen angenommene Buchstabenalphabet nichts anderes als das lateinische Alphabet der römischen Kaiserzeit. Dieses geht wieder auf das allgemeine Mittelmeeralphabet der vorchristlichen Zeit und mit ihm auf die semitischen Alphabete zurück, die sich schätzungsweise um das Jahr 1500 v. Chr. aus der Bilderschrift der alten Hieroglyphen zu festen Formen gestaltet hatten. Sprach man früher von dem phönizischen Alphabet als der Vorstufe der griechisch-römischen Schrift, so hat man nach den Funden der letzten Jahre mehr Berechtigung, in einem sinaitischen Alphabet der angegebenen Zeit die älteste nachweisbare

Gestaltung unserer heutigen Buchstaben zu sehen. Noch standen diese Zeichen dem Bilde so nahe, daß dasselbe Zeichen in der frühesten Zeit von zwei Sprachen als Darstellung verschiedener Laute, also verschiedener Worte für denselben Begriff angesprochen werden konnte.

Aus anderen leicht begreiflichen Gründen haben sich nach dem verschiedenen Lautstande der Sprachen, die im weiteren Verlauf eine nach der anderen dieselben Grundformen der Buchstaben übernahmen, weitere Veränderungen ergeben. Einzelne Formen haben in neuen Sprachen einen besonderen Lautwert bekommen und sind mit ihnen wieder abgestorben; andere Formen sind neu oder durch Spaltung älterer hinzugetreten. So ist etwa das lateinische Zeichen für C nichts anderes als das griechische Γ, das nur in seiner älteren Form (<) weniger nach Horizontale und Vertikale stilisiert war. Die Anfänge der Buchstabenordnung im Alphabet sind also im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen trotz der scheinbaren Abweichung (G statt C) dieselben: A B C ursprünglich = Alpha Beta Gamma oder Aleph Beth Gimel. Die Lateiner fügten aber zu dem bei ihnen hart gesprochenen C bald ein weicheres C hinzu. Nachdem sie den Unterscheidungsstrich unten angefügt hatten (C<sub>1</sub> oder G), schoben sie es als g an anderer Stelle des Alphabets zum zweitenmal ein. Dergleichen Veränderungen sind noch mehrere vorgekommen, wie K und Q neben C in der Geschichte der italischen und lateinischen Alphabete. Ähnlich ist von den späteren deutschen Buchstaben das von den Deutschen so geformte ß = ð als scharfes s neben f zu verstehen; auch die Gewöhnung an die graphische Darstellung des sch-Lautes durch die feste Verbindung sch (lange nur s; englisch sh) hat ein besonderes Zeichen dafür zur Not entbehrlich gemacht. Wie sehr wir für die richtige Lautaufnahme von Dialekten der entsprechenden Vielgestaltigkeit der Buchstaben entbehren, zeigt jeder Versuch einer phonetischen Schrift, ja eigentlich schon jedes englische Lexikon mit Aussprachebezeichnungen.

Aber bleiben wir bei dem Schicksal des lateinischen Alphabets nach seiner äußeren Form. Die Buchstaben erscheinen auf unseren älteren griechischen und lateinischen Inschriften noch überaus frei in den Einzelformen und in den Größenverhältnissen zueinander. Im allgemeinen sollten sie gleich groß sein, d. h. man kannte weder große noch kleine Buchstaben, noch auch Ober- und Unterlängen; ja, die Ausprägung der Buchstaben in der klassischen griechischen Zeit

(5. Jahrhundert v. Chr.) und in der klassischen lateinischen Zeit (um Christi Geburt) gab ihnen erst die uns geläufigen vollkommen ebenmäßigen Formen A B Γ Δ Ε für das griechische, und A B C D E für das lateinische Alphabet. Diese Formen letzter schönster Durchbildung nach den empfindlichen Augen jener Jahrhunderte sind uns auf unzähligen Inschriften erhalten. Sie blieben durch alle Zeiten bis heute die unveränderten Prachtformen der Buchstaben und deshalb zugleich die regulierenden Grundformen aller abgeleiteten Alphabete, an denen sich die willkürlichen Formen jeder zeitlichen Mode immer wieder gereinigt haben.

Die Schrift des flüchtigen Lebens aber schloß an jene freieren unstilisierten Formen mit ihrer Willkür und ihren wechselnden Größenverhältnissen an. Da begegnet A nicht in dieser idealen Symmetrie, sondern als  $\Lambda$ , auch als  $\Lambda$  oder  $\epsilon$ ; und eben diese im ersten Strich gebogene Form wurde für später maßgebend, insofern bei der Schrift auf Papyrus oder Pergament aus der Richtung der Schrift von links nach rechts sich die Formen  $\text{C C}$  natürlicher und leichter ergaben, als die starre Symmetrie des isolierten A, das der Steinmetz oder der Buchmaler darstellen konnte, das für das flüssige Schreiben aber zu spreizbeinig war. So bildete sich jene Form, die wir in  $a$  oder  $a$  wiedererkennen, die auch im großen deutschen geschriebenen  $\mathcal{A}$  trotz der Schnörkel noch hervortritt, während sie im gedruckten deutschen  $\mathcal{A}$  eckig geworden und oben aufgelöst ist.

In ähnlicher Weise könnte man die Geschichte jedes einzelnen Buchstabens verfolgen; Schreibstoff, Schreibmaterial und Schreibzweck wirkten im einzelnen mannigfach zusammen, bald mehr, bald weniger von der Urform abführend. Das wesentlichste Neue gegenüber den einfachen antiken „Großbuchstaben“ (Majuskeln) A B C D wurde die Entwicklung von Ober- und Unterlängen, die zunächst offenbar zur besseren Unterscheidung einzelner Buchstaben innerhalb der gar zu unübersichtlich gewordenen Zeilen dienten. Analogiebildungen, wie die Annäherung von P und Q zu p und q; von B D H L zu b d h l spielten dabei eine Rolle. Am Anfang des 6. Jahrhunderts war dieser Prozeß zu Ende gekommen; wir haben aus dieser Zeit die ersten Handschriften in der sogenannten Halbunziale, die wir als erste Minuskelschrift (Kleinbuchstaben) a b c d den Majuskeln A B C D entgegen-

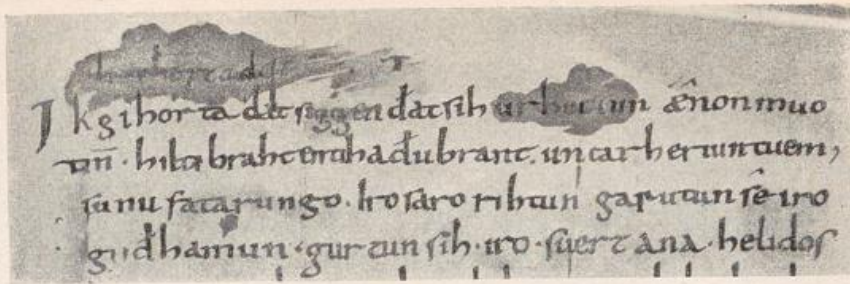


Abb. 1. Karolingische Minuskel des 9. Jahrhunderts. (Anfang des Hildebrandliedes, Bibl. Kassel.)

**P**ns hoc opusculū Artificioſa adinuentione  
 impmendi ſeu caracterizandi. abſq; calami  
 exaracōn. in ciuitate Moguntij ſic effigiatū.  
 ꝛ ad euſebia dei industrie per Johez fuſt ciuē  
 et Petrū ſchoiffher de gernſtweym clericū di-  
 oteſ eiſdem eſt conſumatus. Anno dñi. M.  
 cccc. lxxij. In vigilia aſſumpcōis virg. marie.

Abb. 2. Rotunda-Druck von Fust und Schöffer, Mainz 1462

<p> <b>ERASMVS ROTERO          DAMVS THOMAE          MORO SVO S. D.</b> </p>	<p> <b>M</b>oriae encomium.          μορῖα ſtulticiā ſi          gnificat, ἢ ἐγκώμι          ον ſcriptū aliquid          in alicuius laudē cō          poſitū, ut Lucianus       </p>
<p> <b>V</b>periorib<sup>9</sup> die          bus cum me ex          Italia in Angliā          reciperem, ne          totum hoc tem          pus, quo equo fuit inſiden          dum, ἀμύσιοις &amp; illiteratis fa       </p>	<p>         ἢ ῖας          ἐκώ          μιορ,          id eſt,          Ἐγκώμιον          Μορῖα.       </p>

Abb. 3. Druck von Joh. Froben, Basel 1522. Majuskeln, Initialen, Antiquatext, Griechisch und Kursiv; aliquod Druckfehler statt aliquod. (Erasmus v. Rotterdam, Lob der Torheit. Bibl. Leipzig)

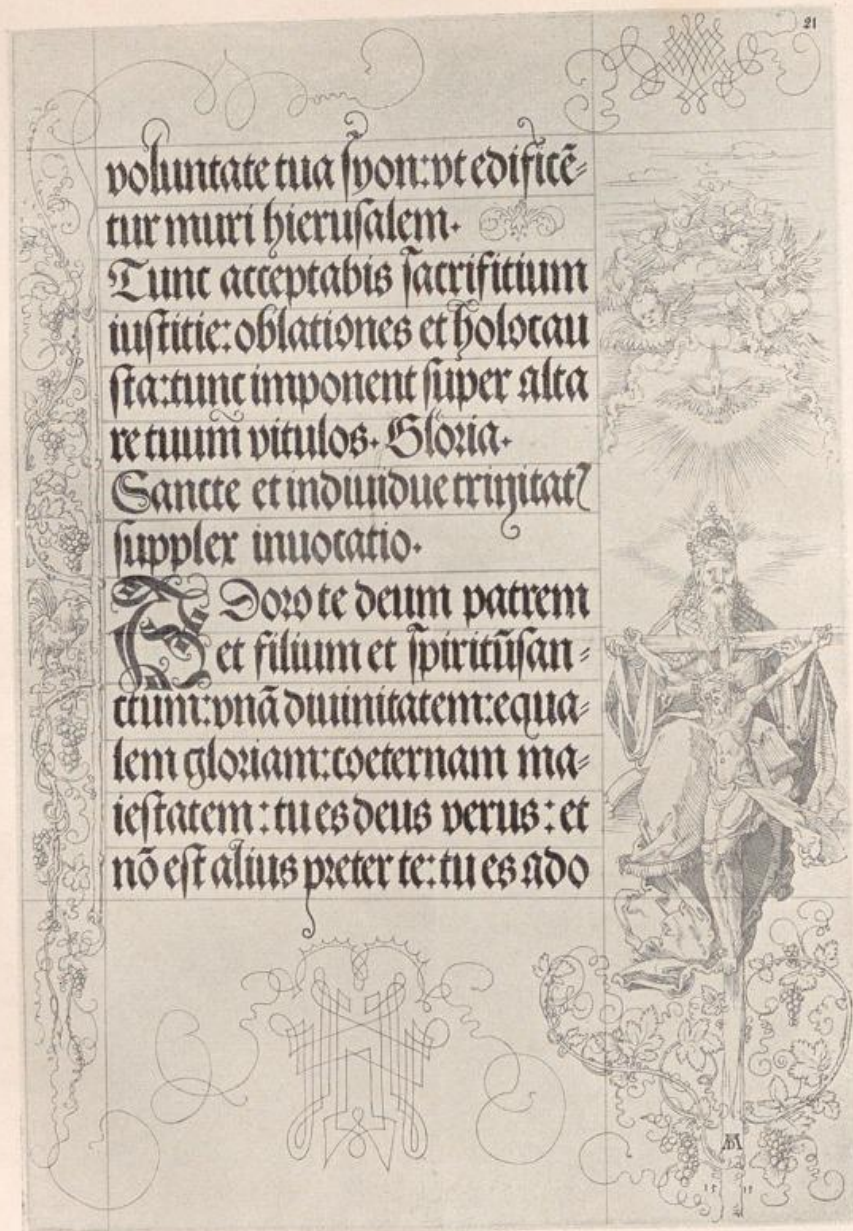


Abb. 4. Albrecht Dürer, Gebetbuch für Kaiser Maximilian (Druck mit Typen).  
Federzeichnung (Staatsbibl. München).

stellen können. Diese zwei Alphabete bilden also das Vermächtnis der Antike an das Mittelalter.

Die Übernahme der lateinischen Schrift durch die deutschen Stämme erfolgte mit deren Einbürgerung in den römischen Provinzen, spätestens mit ihrer Christianisierung, also bei den Franken im 6. Jahrhundert, bei den Bayern und Alemannen nicht später, bei den Sachsen vom 8. Jahrhundert an. Wie die Angelsachsen infolge der Mission unmittelbar von Rom aus die stadtrömische Schrift des 6. Jahrhunderts, die reine Halbunziale übernahmen, so kannten die anderen Stämme umgekehrt zunächst nur die verwilderten Formen der Provinzen, die man früher als westgotische oder langobardische und fränkische „Nationalschriften“ ansprach. Heute wissen wir, daß ihnen allen dieselben Grundformen römischer Schriften des 6. Jahrhunderts zugrunde liegen, deren Besonderheiten sich nur in zahlreichen örtlichen Schreibschulen vielgestaltig ausprägten.

Über dieser vielfach auch verwilderten Vielgestaltigkeit aber erhob sich vom frühen 9. Jahrhundert an siegreich die karolingische Minuskel. Sie war im Grunde nichts anderes als eine Erneuerung der schönsten römischen Schrift des 6. Jahrhunderts. Aber da sie im Zusammenhang einer allgemeinen Veredelung der Schriftwerke stand und sich alsbald in einer umfassenden Umschrift aller älteren Majuskeltex-te auswirkte, wurde doch ihre besondere Ausprägung die eigentliche Mutterschrift des Mittelalters. Sie übernahm nun aber die alten Majuskeln in verschiedenen Formen als reichlich angewandte Zierbuchstaben und festigte damit zuerst den schulmäßigen Gebrauch der Groß- und Kleinbuchstaben nebeneinander. Als später die Humanisten des 15. Jahrhunderts auf die Handschriftenjagd gingen und überall die ältesten Handschriften in dieser karolingischen Schrift geschrieben fanden, hielten sie diese Schrift für „wahrhaft antik“ und erneuerten sie als Antiqua. Noch heute nennt der Buchdrucker sie so; es ist unsere sonst sogenannte lateinische Druckschrift. Aber in der karolingischen Zeit schrieb man in dieser, unter maßgebendem Anteil von Deutschen gewählten und ausgeprägten Schrift natürlich auch die deutschen Sprachdenkmäler, z. B. das Hildebrandslied (Abb. 1), nur daß man etwa für den sächsischen Dialekt in dem durchstrichenen d einen neuen Buchstaben einfügte. Wir wissen durch Einhard, wie sehr Karl der Große selbst derartige Niederschriften pflegte.



Die im frühen 9. Jahrhundert in weitem Umfange vorhandene Kultureinheit des angelsächsisch-fränkisch-römischen Abendlandes ging bald verloren; aber die gemeinsame Schrift blieb, und in ihrer Fortentwicklung bis zum Ende des Mittelalters zeigt sie sogar überall, bald etwas früher, bald etwas später, dieselbe Umformung. Diese Umformung lag in dem Übergang von der Rundung der karolingischen Buchstaben zur Brechung, von a zu **ɑ**, von b zu **β**, von d zu **ð**, von e zu **ɛ** von g zu **g** usw. Der Übergang setzte im 11. Jahrhundert deutlich ein und ist vor Ende des 12. Jahrhunderts überall zum Durchbruch gekommen. Nach dieser Zeit gibt es nur noch eine schärfere Ausprägung und kunstvollere Gestaltung besonders in der Prachtschrift der großen liturgischen Chorbücher, der sogenannten Missalschrift, mit den auf Rauten gestellten **m**, **n**, **r**, **i** mit dem allgemein gitterig schlanken und doch fetteren Charakter der Schrift. An dieser Schrift und ihren geschmückten, oft sehr bunt ausgemalten Initialen hängt in erster Linie die Bezeichnung der **gotischen Schrift**.

Indessen dieselbe Zeit kannte neben der dicken Missalschrift mit ihrer immer stärkeren Angleichung aller kleinen Buchstaben aneinander noch zwei weitere Schriften, die aber ihre Entstehung und erste Pflege weniger der Buchherstellung, als vielmehr den Kanzleien verdanken. Das sind die Rotunda und die Bastarda.

Zunächst die Rotunda. Wohl unter der Führung der päpstlichen Kanzlei machte sich innerhalb der gotischen Zeit, ja schon vom 12. Jahrhundert ab eine Gegenbewegung gegen die Eckigkeit und Streckung der Buchstaben bemerkbar. Man pflegte eine schöne Rundung und eine behagliche Breite. Der Stilunterschied dieser, in Papstbriefen des 14. und 15. Jahrhunderts prachtvoll entwickelten Schrift von der französisch-deutschen Buchschrift ist derselbe wie zwischen den gewaltigen Rundbögen des Domes von Siena und dem spritzigen Zierrat des Straßburger Münsters.

Umgekehrt entwickelte sich gerade im Heimatgebiet des gotischen Baustils, in den Landschaften am Kanal, eine Mischung von Buch- und Urkundenschrift, die zwar im ganzen den flüssigen, kursiven Charakter der Briefe und Urkunden mäßigte oder abstumpfte, aber z. B. das im Gegensatz zur Buchschrift spitz unter die Zeile verlängerte **f** übernahm; überhaupt nicht ängstlich auf gerade und parallele Strichführung bedacht war, sondern liegende Formen und Verdickungen einfügte, und

(wie Hessel bemerkt) wohl wegen dieser Mischung von den Zeitgenossen selbst Bastarda genannt wurde. Alle diese Hauptschriftarten, neben denen sich schon die Fülle individueller Hände ankündigt, gefielen sich nach dem Geschmack der Zeit in einem phantastischen Reichtum geschmückter Initialen und Großbuchstaben.

So endet die mittelalterliche Entwicklung mit folgenden Hauptschriftarten: einer schwerfälligen aber großartigen Missalschrift für liturgische Bücher und Prachthandschriften (Goldene Bulle) und leichteren Abarten davon; sodann einer gefälligen, vorwiegend in Italien für Urkunden und Liebhaberbücher gebrauchten Rotunda mit eigenen Stilgesetzen; weiter der noch tiefer in der Schrift etwa französisch-burgundischer Fürstenurkunden wurzelnden Bastarda; endlich neben verschiedenen in ihren Schnörkeln oft grotesk ausgearteten Kanzleischriften einer kursiven Gebrauchsschrift, die zwar die allgemeine Stilform der gotischen Zeit, die Brechung der Buchstaben mitmachte, im übrigen aber möglichst schreibflüssig und bequem sein wollte. Sie vor allem sparte Zeit und Raum durch ein immer weitergetriebenes System von *Abkürzungen*, deren Beherrschung ein eigenes Studium erfordert.

Neben allen diesen Formen normaler Entwicklung und nur stilistisch oder gebrauchsmäßig differenzierter Typen stand dann jenes fast leidenschaftliche Bekenntnis zur wahren *Antiqua*, das zuerst die überlieferte Schrift (dann erst die letzten Bauweisen) als *gotica*, als gotisch ablehnte (weil die Goten die alte römische Kultur zerstört haben sollten) und dafür durch ein Mißverständnis die karolingische Minuskel als *Humanistenschrift* erneuerte.

In dieser Zeit blühendsten Schriftenreichtums und neu auftauchender Schriftprobleme fiel die deutsche Erfindung der *Buchdruckerkunst*, d. h. der Gedanke, mit beweglichen Einzelletern statt mit festen Holzplatten zu drucken; bald sogar diese Lettern in gleicher Höhe in Metall zu gießen. Die ungeheuere Bedeutung der Erfindung springt in die Augen; sie war den Zeitgenossen der Gutenberg, Fust und Schöffer selbst vollkommen bewußt und wurde von ihnen oft und laut gerühmt (Abb. 2). Sie breitete sich auch märchenhaft rasch aus nach Rom und Lyon, nach Paris und Oxford, nach Spanien wie nach dem Nordosten. Die berühmte 42zeilige Bibel Gutenbergs (1455) ist noch in ausgeprägter Missale gedruckt. Fust und

Schöffer bevorzugten eine zierlichere auf italienische Vorbilder zurückgehende Schrift (Abb. 2), während sich später die stilverwandte Schwabacher doch mehr unter dem Einfluß einheimischer Typen entwickelte. Aber durch das ganze Abendland gingen zunächst alle Formen nebeneinander her. Mit den Humanistendruckern des Aldus in Venedig und des Froben in Basel kam auch ein zunehmender Einschlag an Antiqua hinzu. Neben die starre gerade Antiqua setzte schon der Venezianer eine elegante etwas liegende Kursive, ganz zu schweigen davon, daß man sich bald auch der schönsten, anfangs noch gemalten, jetzt auch in Stöcken geschnittenen Initialen bediente (Abb. 3).

So zeigen also schon oder gerade die „Wiegendrucke“ (Inkunabeln) ein buntes Vielerlei von Formen, keineswegs national gesondert, sondern in Deutschland und Italien, England, Schottland, Frankreich und den Niederlanden, so gut wie in Spanien, bald mehr Bastardformen, bald mehr Rotunda oder Missale oder Antiqua. Die Antiqua drang auch in den romanischen Ländern keineswegs sofort durch. Aber die Romanen blieben allerdings auf der Stufe der einmal gewonnenen spätmittelalterlichen und Renaissancetypen stehen. Nach und nach siegte bei ihnen wirklich die Antiqua, weil sie in den anderen älteren spätgotischen Formen in der Tat keine wirksame Konkurrenz besaß. Immerhin blieben auch davon die Spuren bis auf unsere Tage; wir kennen die Bastardtypen und andere altmodische Formen aus englischen oder romanischen Buchtiteln, Inschriften und Inseraten als echte Reste des Mittelalters.

Anders in Deutschland. Hier, in der Heimat der Buchdruckerkunst, wo bis dahin die Herstellung von Prachthandschriften vielleicht nicht die Höhe wie in Florenz oder in den Niederlanden erreicht hatte, besann man sich jetzt erst recht auf die eigenen unverbrauchten Kräfte. In den Tagen, da mit Holbein, Grünewald und Dürer die deutsche Kunst durchaus ebenbürtig neben die Kunst der großen Ausländer trat, bemächtigten sich mehrere Künstler ersten Ranges auch des Problems der Schrift. Allen voran Dürer selbst. Er und seine Nürnberger Freunde standen dem Kaiser Maximilian nah, und die oft phantastischen Wünsche des anregenden Fürsten haben auf dem Gebiet der Buchkunst wirklich Epoche gemacht. In der unmittelbaren Umgebung Dürers (bei Schönsperger) entstand das Gebetbuch Maximilians mit Dürers Handzeichnungen; nicht minder der in der Schrift verwandte Druck

des Teuerdank (1517). Zugrunde liegen Einzelformen der österreichischen Kanzlei Maximilians, eingeordnet dem allgemeinen Buchstabengefüge der alten Missalschriften: sehr gotisch, gestreckt, eckig, mit starker Neigung zum Schnörkelhaften, besonders in den großen Buchstaben, aber lichtvoll wie die Rotunda. Hier erscheint zuerst (Abb. 4) als Anstrich zum großen A und B usw., der sogenannte „Elefantenrüssel“; hier auch das lange f der Bastarda oder Kursive; — kurzum die sogenannte *F r a k t u r* tritt als neue Type neben die bis dahin in Wittenberg, in Basel, Straßburg, Köln und Nürnberg gepflegten und vielfach auch für sich reizvoll entwickelten alten Formen. Gerade sie setzt sich schon im 16. Jahrhundert mehr und mehr, später fast ausschließlich und bewußt als Druckschrift für die deutsche Sprache durch. Sie ist die letzte und höchste Blüte des gotischen Stilgefühls.

Um dieselbe Zeit hatte sich begreiflicherweise auch in bezug auf die Kanzleien und die individuellen Schriften eine Klärung und Scheidung ergeben.

Durch den Buchdruck war der Entwicklung der Handschrift die regulierende, zurückhaltende Kraft entzogen. Niemand schrieb nun mehr Bücher, niemand wahrte also noch die Tradition jener sauberen Buchstabenkunst. Dafür nahmen Schreibbedürfnis und Schreibkenntnis gewaltig zu, das billigere Papier setzte der Flut von Briefen und Akten keine ökonomischen Schranken mehr und bis zur grausamsten Unleserlichkeit entarteten bald die Konzepte kleiner und großer Herren. Je nach Schreibmeistern und Kulturumgebung zeigen sie verschiedene „Hände“, mehr modern oder altmodisch, mehr gotisch oder antik. Die deutschen Reformatoren lassen schon eine gewisse Scheidung erkennen, insofern sie lateinische Texte gerne in Antiqua, deutsche in der herkömmlichen von Haus aus gotischen Kanzleischrift schrieben.

Die Führung gewannen wieder die Kanzleien; daneben für die Schmuckformen der Buchstaben in ihrer Systematik und schulmäßigen Verbreitung die gewerblichen Schreiblehrer. Unter diesem doppelten Einfluß entwickelte sich in Deutschland eine neue „Kurrentschrift“ parallel zur Kursive (der alten Humanistenschrift) des Auslandes. Als Schrift der Kanzleien und Fibeln mußte sie natürlich auch den Geschmack der Pedanten und des Zopfes über sich ergehen lassen, und die Ungetüme der deutschen geschriebenen Großbuchstaben *S* *P* und *W* erinnern als entseelte Schemen an die

vergangene Fülle des Barock. Dabei sind Einzelformen wie etwa die Entwicklung des geschriebenen kleinen deutschen c zu den beiden parallelen Grundstrichen oder des p mit dem durchgezogenen (g-ähnlichen) Verbindungsstrich erst im 18. Jahrhundert ganz fest geworden, wie die Schrift Dürers (Abb. 5), ja noch die Jugendschriften deutscher Dichter der klassischen Zeit erkennen lassen.

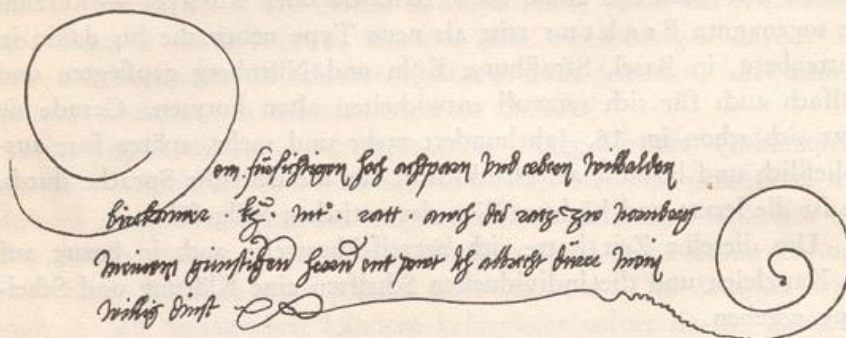


Abb. 5. Handschrift Albrecht Dürers von 1523 (Brief an Pirkheimer).

Auch unsere deutsche Schreibschrift ist also ein Erzeugnis der letzten Jahrhunderte unserer eigenen Kultur; deshalb auch auf der gegenwärtigen Stufe nicht festzuhalten, sondern beweglich wie die Fülle unserer Druckschriften. Während das Ausland auf der Stufe des späten 15. Jahrhunderts starr stehengeblieben ist, hat Deutschland seitdem noch die reichste Formgebung hervorgebracht und heute weit- aus die größte Ausdrucksfähigkeit in Gebrauchs- und Kunstschriften.

Abschließend ist nach alledem zu dem oft erörterten Problem „deutsche oder lateinische Schrift“ das folgende zu sagen.

Eine künstliche Beschränkung lediglich auf die deutsche Schrift würde uns die Beherrschung der Weltliteratur erschweren, eine Preisgabe aber der eigenen alten Formen erst recht innere wie äußere Werte unserer Kultur gefährden. Hat die lateinische Schrift, besonders in ihren ja wirklich aus der Römerzeit stammenden großen Buchstaben eine klassische Ruhe und Größe, so besitzen die reicheren Formen der stilgerecht schmal geschnittenen deutschen Schrift nicht nur die größere Ausdrucksfähigkeit durch ihre glücklichere Anpassung an die Besonderheiten der deutschen Sprache und ihre die Übersicht erleichternde stär-

kere Ausprägung der Ober- und Unterlängen (f, ft, ß statt s, st, sz), sondern auch die feinen Reize der Stimmung und des Zusammenhanges mit unserer gesamten älteren Literatur und Geschichte. Dagegen ist es wesentlich eine Angelegenheit der Schule und der beratenden Künstler, in der Schreibrift diejenigen Formen zu lehren, die sich pädagogisch und ästhetisch empfehlen, die einfach und zugleich ausdrucksvoll sind. Die Persönlichkeiten werden sich dann wie zu allen Zeiten schon ihre individuellen Handschriften ausprägen. Von den entsprechenden Druckschriften haben sich die deutschen und lateinischen Schreibriften ohnehin längst entfernt, aneinander dagegen mehr und mehr angenähert.

Büchernachweis: Karl Brandi, Unsere Schrift; Göttingen 1911, Vandenhoeck & Ruprecht. — A. Hessel, Von der Schrift zum Druck; Leipzig 1923 (Sonderdruck aus der Zeitschrift für Buchwesen und Schrifttum), mit einer Rotunda- und einer Bastardtafel. — O. Weise, Schrift und Buchwesen in alter und neuer Zeit, 4. Aufl. (ANuG. Bd. 4); Leipzig 1919, B. G. Teubner. — Reichstes Anschauungsmaterial bei Gustav Könnicke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 2. Aufl.; Marburg 1912, N. G. Elwert; kleine Ausgabe als deutscher Literaturatlas, 1909. — [Hermann Degering, Die Schrift. Atlas der Schriftformen des Abendlandes vom Altertum bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts (Berlin 1929)].